

Einführung

Zehn Augenblicke in der Geschichte der chinesischen Wahrnehmung von Natur und Landschaft

Freunden chinesischer Kunst, vor allem der Tuschemalerei, sind die Längs- und Querrollen mit Darstellungen von Landschaften vertraut. Sie zeigen atemberaubende Berghöhen oder stille Flußauen, nicht selten beide auf einem Bild – und *shan-ch'uan* oder *shan-shui*, jeweils: „Berg und Fluß“, wurde auch zu dem Oberbegriff „Landschaft“ und die Darstellung von Landschaften zu einem herausragenden Sujet der traditionellen Kunst.

Tatsächlich, die chinesische Kultur entstand in den Flußlandschaften des Ho im Norden und des südlichen Chiang. Beides waren ursprünglich Eigennamen, die ihre Bedeutung jedoch zu den allgemeinen Wörtern „Fluß“ erweiterten, so daß heute viele Flüsse in China ein *ho* oder *chiang* als Bestandteil ihres Namens aufweisen. Zwar sind Ho und Chiang noch als Eigennamen geläufig, doch der Genauigkeit halber mußten diese Bezeichnungen durch Zusätze ergänzt werden: Huangho, „Gelber Fluß“, und Ch'ang-chiang, „Langer Fluß“. In den weiten Ebenen, die ihre Mittel- und Oberläufe umgeben, bevor sie im Osten ins Meer strömen, gedeihen Ackerbau und Seidengewinnung – und damit die frühen chinesischen Kulturen.

Schon im Altertum, in vorchristlichen Zeiten, nahmen Berglandschaften große Teile der seinerzeitigen „chinesischen“ Staatenwelt ein, vor der Gründung des Kaiserreiches im Jahre 221 v. Chr. Kaiserliche Expansionspolitik erweiterte dieses Gebiet – nach Norden, Westen, Süden, nach Lage der Dinge also durch die Annektierung von Berglandschaften. Das Gebiet der Volksrepublik China heute besteht zu zwei

Dritteln aus Mittel-, gar Hochgebirgslandschaften. Ganz unterschiedliche Formen der Wahrnehmung von Landschaften, auch unterschiedliche Lebensweisen wurden durch die Gegensätze von Fluß- und Berglandschaften ausgebildet – und gleichzeitig, sie begrifflich überhöhend, zusammengehalten.

Den Landschaftsdarstellungen in der chinesischen Kunst haben sowohl die chinesische kulturelle Tradition als auch die sinologischen Kunsthistoriker zahlreiche erhellende Interpretationen gewidmet. Hierbei galt allerdings den Darstellungen in graphischen Techniken, vor allem den Holzschnitten, nur selten ein Augenmerk. Das mag dadurch begründet sein, daß diese in China keine mit der Holzschnittkunst in Europa vergleichbare Bedeutung gewonnen haben, doch als beachtenswert erscheinen sie trotzdem. Nicht nur für die Holzschnitte, die hier wiedergegeben werden, gilt das, sondern auch für aberhunderte, abertausende vergleichbare Werke, die als Kunstwerke noch unbekannter blieben.

Zahlreiche der hier in Holzschnitten wiedergegebenen Berglandschaften Chinas kennt jeder Freund der chinesischen Kultur, wenigstens dem Namen nach. Andere werden auch Sachkennern nicht vertraut sein. Bei vielen läßt sich jedoch feststellen, daß die chinesische kulturelle Tradition ihnen eine unübersehbare Fülle von Schriften gewidmet hat – in historisch-geographischen Texten, aber auch in der schönen Literatur: in Gedichten und Formen der Kunstprosa. Solche Texte sollen hier herangezogen werden, um Eindrücke von der literarischen Wahr-

nehmung der durch die Holzschnitte abgebildeten Berglandschaften zu vermitteln, aber auch von wichtigen Werken der historischen und geographischen Literatur. Die nachstehenden einleitenden Bemerkungen verweisen auf einige Personen und Texte, die für

1 Zwei Freuden des Konfuzius

Der Kluge erfreut sich der Wasser,
der Menschliche erfreut sich der Berge.

Das soll K'ung Ch'iu (551–479), im Westen als Konfuzius bekannt, gesagt haben. Jedenfalls schreibt ihm *Lun-yü* 6.21 diesen Ausspruch zu, und dieses *Lun-yü*, gemeinhin mit „Gespräche“ übersetzt, ist die wichtigste Quelle für seine Lehren. Es enthält in zwanzig Kapiteln ungefähr 500 kurze Aussprüche von ihm oder Äußerungen über ihn, die entweder ohne jede Einbettung wiedergegeben werden oder von ihm in Gesprächen mit Schülern und anderen Personen gemacht worden sein sollen.

Jen, „Menschlichkeit“, und *Chih*, „Klugheit“, sind zentrale Begriffe seiner Lehren, wobei das *Chih* ein weiteres Bedeutungsfeld umfaßt als unser „Klugheit“, denn es schließt Erkenntnisvermögen und Erkenntnis-kraft ein, auch schlicht Wissen. Eine Person, die sowohl *jen* als auch *chih* hat, gilt der konfuzianischen Lehrtradition als *sheng*, „weise“, was leider oft als „heilig“ übersetzt wird. Die legendären Urkaiser der chinesischen Geschichte waren solche Weisen, auch Konfuzius galt als einer, zumindest seinen Anhängern. Die Übersetzung „heilig“ geht auf fromme christliche Missionare in China zurück.

Menschlichkeit und Klugheit sind die höchsten Tugenden im moralischen System des Konfuzius, der

die Geschichte der Wahrnehmung von Landschaft und Natur in China aufschlußreich und bedeutungsvoll sind. Ihre Nachwirkungen sind bis in die Literatur der Gegenwart spürbar.

meistens nur „der Meister“ genannt wird. Was bewirkt bei Personen, die diese Qualitäten aufweisen, die Freude an Flüssen – das Wort *shui* hat nicht nur die allgemeine Bedeutung „Wasser“, sondern bezeichnet konkret auch Flüsse und ähnliche Gewässer – und Bergen, und was bewirken diese Freuden? Der Meister fährt, einigermaßen verwirrend, fort: „Der Kluge regt sich, der Menschliche ist still. Der Kluge freut sich, der Menschliche wird alt.“

Während Wasser und Regsamkeit, auch Berge und Stille unmittelbar zusammenzupassen scheinen, läßt sich nur schwer nachvollziehen, was dann als Wirkung genannt wird, zumal das wiederholte „freut sich“ einen Zirkel bildet. Das Wort *lo* meint nicht ein unmittelbar erlebtes kleines Vergnügen, sondern eine tief empfundene und wirkende Gestimmtheit, manchmal sogar „Glück“, nicht nur „Freude/freuen“.

Bereits die frühkonfuzianische Lehrtradition hat sich mehrfach mit diesem *dictum* interpretierend auseinandergesetzt. Zwei frühe Textsammlungen enthalten einen kurzen Lehrdialog zu diesem Ausspruch: *Han-shih wai-chuan* 3.25, 3.26, „Überlieferungen zu den ‚Liedern‘ des Herrn Han“, von Han Ying (um 150 v. Chr.) und *Shuo-yüan* 17.47, „Garten der Sprüche“, von Liu Hsiang (77–6). Beide Versionen dieses Textes unterscheiden sich geringfügig. Der Passus über die Berge im *Han-shih wai-chuan* lautet:

Ein Frager sagte: „Warum erfreut sich der Menschliche an den Bergen?“ (Ungenannt) sagte: „Die Berge sind dasjenige, zu dem das zehntausendfältige Volk aufblickt und den Kopf hebt. Kräuter und Bäume wachsen auf ihnen, die zehntausend Wesen siedeln sich auf ihnen an, die fliegenden Vögel nisten auf ihnen, die herumlaufenden wilden Tiere ruhen auf ihnen aus, und die Vier Gegenden werden durch sie gefördert und nehmen von ihnen, die nie einseitig geben. Sie lassen die Wolken aufsteigen und leiten die Winde – sie in die Bereiche zwischen Himmel und Erde entlassend.

Himmel und Erde werden durch sie vollendet,
Staat und Familien leben durch sie in Frieden.

Deshalb erfreut sich der Menschliche an den Bergen.“

Ein Lied sagt:

Steil und schroff ist der T'ai-shan,
zu dem der Staat Lu aufschaut.

Das ist mit dem Sich-der Berge-Erfreuen gemeint.

Einige Probleme textphilologischer Art bietet dieser kurze Abschnitt, doch auch zum Verständnis seines Inhalts sind einige Erläuterungen unumgänglich: Mit „Lieder/Lied“ ist das *Shih-ching*, „Buch der Lieder“, gemeint, die älteste chinesische Gedichtanthologie, die 305 Texte aus dem 11. bis 6. Jahrhundert umfaßt. Schon Konfuzius scheint sie als „klassisch“ angesehen zu haben, und deshalb haben schon frühkonfuzianische Autoren sie zitiert, um eigene Lehrmeinungen mit den Versen zu verbinden. Der T'ai-shan, Chinas heiligster Berg schon im Altertum, lag im Staate Lu, dem Heimatstaat des Konfuzius. Solche abschließenden „Lied“-Zitate finden sich häufig, und oft werden in solche Lehrdialoge auch kurze gereimte Passus eingefügt, deren Herkunft unbekannt bleibt, die aber jedenfalls die angestrebte Aussage kurz und bündig zusammenfassen.

Als Stätten des Gedeihens und Verweilens werden die Berge in der Antwort geschildert, als uneigennützig Gebende und als Bindeglied zwischen Erde und

Kosmos. Feststellungen dieser Art scheinen nicht recht zu den Lehren des Konfuzius zu passen, wie die „Gespräche“ sie erscheinen lassen. Aber schon seinem Schüler Tseng Ts'an (505–436) werden in anderen Quellen Äußerungen zugeschrieben, die hiermit Berührungen aufweisen. Sowohl das *Han-shih wai-chuan* als auch das *Shuo-yüan* enthalten zahlreiche Passus, die nachweislich lange vor den Lebenszeiten beider Kompilatoren niedergeschrieben wurden.

Die beiden Versionen des zitierten Lehrdialogs unterscheiden sich hier und da, auch in einem besonderen Detail. Die „Gespräche“ hatten von „erfreut sich der Berge“ gesprochen, was allerdings wegen der Eigenheiten des Altchinesischen auch „erfreut sich eines Berges“ heißen könnte. Es verknüpft das Verb „erfreuen“ direkt mit dem Objekt „Berge/Berg“. Das *Han-shih wai-chuan* schiebt zwischen beide Schriftzeichen/Wörter aber noch die Präposition *yü* ein, was dann als „erfreut sich an den Bergen“ zu verstehen wäre, sogar als „wird durch die Berge erfreut“. Das verändert die Aussage: geringfügig oder beträchtlich.

Das ändert aber nichts daran, daß in der frühen chinesischen Kultur Landschaften, wenn ihnen überhaupt Betrachtungen galten, in übertragenem Sinne wahrgenommen wurden, sinnbildhaft. Ansonsten galt die Natur als wild und feindselig. Das ist nicht verwunderlich, denn sogar die großen Ströme, an denen schon seit wenigstens einem Jahrtausend Wasserbauten ihre Schrecken eindämmen sollten, wirkten – neben allen Segnungen durch sie – auch regelmäßig verderblich. Die Berglandschaften, die den Süden des heutigen China prägen, waren hingegen noch weitgehend menschenleer, und die wenigen Menschen, die dort lebten, gehörten zu nichtchinesischen Ethnien. Heimat aller möglichen wilden Tiere waren diese

Berglandschaften, und die Menschen in dieser frühen, landwirtschaftlich ausgerichteten chinesischen Gesellschaft sahen sie natürlich als Feinde an.

In diesem Zusammenhang mag als interessant erscheinen, daß das frühe Chinesisch kein abstraktes Wort für „Tier“ kannte, sondern lediglich Umschreibungen dafür. Es unterschied vor allem vier Gruppen von Tieren – die vierfüßigen, die Vögel, die Fische

und die Gliedertiere. Deren Lebensräume und körperliche Merkmale führten zu dieser Unterteilung, die lediglich die frei oder wild lebenden betraf. Daneben bezeichnete ein weiteres Wort, *Hsü*, die „Aufgezogenen“, die Haustiere – als wenn sich diese nicht den vier anderen Gattungen hätten zurechnen lassen. Eine andere Kultur bildet die ihr eigenen Sichtweisen auf ihre Umwelt aus.

2 Majestätische Landschaften

Er besteigt den aus Elfenbein geschnitzten Wagen,
an dem die sechs Drachen (= herrliche Renner)
mit edelsteinbesetztem Zaumzeug angeschirrt sind.
Die Regenbogenflagge wird gehisst,
das Wolkenbanner entfaltet.

Der Er in diesem Gedicht von Ssu-ma Hsiang-ju (179–117) ist ein Kaiser der Han-Dynastie (206 v. Chr. – 220 n. Chr.), der zu einem Ausflug in einen seiner gewaltigen Jagdparks aufbricht. Ssu-ma Hsiang-ju, eine Art Hofpoet, ist einer der bedeutendsten Dichter dieser vier Jahrhunderte. Er vollendete die Gattung der Poetischen Beschreibung (*Fu*), auch als Prosagedicht und Rhapsodie übersetzt. Sie war die Hauptform für das poetische Schreiben in dieser Zeit. In kostbaren und anspielungsreichen Wendungen, mit seltenen Wörtern und Ausdrücken, oft bombastisch anmutend, andererseits geziert, preisen die Dichter durch solche Beschreibungen Hauptstädte und Kaiserpaläste, Lustorte und Vergnügungen der Herrscher.

Seit der Lebenszeit des Konfuzius hatten Gesellschaft und öffentliches Leben sich stark verändert, und aus der Staatenwelt seiner Zeit hatte der reichseinigende Erste Erhabene Kaiser eben das Kaiserreich geschmiedet, und die Ideologen und Poeten der ersten Kaiser hatten

deren Rolle sogleich kosmisch eingebettet und überhöht. Das zeigen bereits diese wenigen Verse, die – wie die weiteren Übersetzungen in diesem Abschnitt – von dem österreichischen Sinologen Erwin Ritter von Zach (1872–1942) stammen: Drachen als Pferde, Regenbogenfahnen, Wolkenbanner. Der Dichter hätte stattdessen „bunte Farben“ oder „vielfarbige“ schreiben können. Aber auch sonst glaubten die Menschen jener Zeit, das irdische Leben stehe in einem ununterbrochenen Wechselgeschehen mit den Kräften des Kosmos – und diese Dichtersprache suggeriert, daß der Kaiser sich dieser kosmischen Kräfte gar bedienen könne.

Solche Sprache paßt zu Selbstwahrnehmung und Selbstdarstellung des Kaiserhauses, die durch imperiale Gebärden gekennzeichnet sind. Bei seiner Schilderung eines Ausflugs in einen der Jagdparks, die weite Landschaften umgrenzten, muß Ssu-ma Hsiang-ju natürlich auch Landschaft und Natur beschreiben:

Gewaltige Felsblöcke sind da übereinander getürmt. Erhebungen und Vertiefungen wechseln ab in einem ununterbrochenen Auf und Nieder. Langsam abfallend geht (das Bergland) allmählich in die Ebene über. Die früher in Schluchten eingeeengten Gewässer ergießen sich breit über das offene Land. Überall im Umkreis von tausend Meilen sind an den Ufern Pavillons errichtet.

Diese „tausend Meilen“ entsprechen, umgerechnet, ungefähr 230 Kilometern – und dermaßen weitläufig war sogar dieser kaiserliche Park nicht. Die hyperbolische Übertreibung ist ein Merkmal dieser Poetischen Beschreibungen, das mehr gilt als die Genauigkeit des Hinsehens. Noch wird Landschaft nicht eigentlich wahrgenommen, schon gar nicht in ihrer Wirkung auf den Dichter, sondern dessen Schilderungen klingen so allgemein, als habe er sie sich in seiner Studierstube ersonnen. An anderen Stellen zählt diese Beschreibung in ihren Versen einfach Tiere, Pflanzen und Gesteine auf, die sich angeblich in diesem Jagdпарк befanden, die aber in dieser Zeit in China schon lange nicht mehr lebten, vor allem nicht in dieser Gegend, oder die so fremdartig-geheimnisvoll klangen, daß sie eine Identifizierung nicht erlauben. Oft muß sich Erwin von Zach dann mit einer Wiedergabe der Lautgestalt ihrer Bezeichnungen behelfen. Aber nicht anders erging es dem Leser oder dem Zuhörer von Ssu-ma Hsiang-ju, der ohne weitere Erläuterungen wenig von den Inhalten verstand, vielmehr durch Glanz und Prunk der Sprache beeindruckt werden sollte. So mußten umfangreiche gelehrte Kommentare solche Dichtungen erläutern.

Der letzte Satz in dem Zitat eben deutet eine Entwicklung an, die für die Entwicklung der Landschaftsbetrachtung in China charakteristisch werden sollte: Pavillons überall, also Stätten für müßiges Verweilen. Ein solches Verweilen läßt auch Ssu-ma Hsiang-ju sich nicht entgehen:

Mädchen, die den Feen Ch'ing-ch'in und Fu-fei durch ihre außerordentlichen Reize gleichen, zeigen ihre Anmut und Schönheit. Herrlich geschminkt und geputzt gleiten sie grazil und behende dahin. Ihre Formen sind voll entzückender Fülle, ihre Glieder zart und schlank. Sie bewegen die Ärmel ihrer aus reiner Seide gewobenen Gewänder, die in ihren Linien an Malereien erinnern. Es heben und senken sich die wirbelnden Röckchen, die so ganz verschieden sind von der gewöhnlichen Kleidung. Ein wunderbarer

Duft erhebt sich und verbreitet sich nach allen Seiten. (Beim Lachen) erglänzen die weißen Zähne, funkeln die frohlockenden Augen. Langgeschweifte Augenbrauen zeigen ihre feine Krümmung, flüchtige Blicke eilen in die Weite. Ihre Reize nehmen die Seelen gefangen, unwiderstehlich werden die Herzen mitgeschleppt.

Auch für die Beschreibung weiblicher Schönheit muß eine frühe Dichtungstradition erst Form und Sprache finden, aber hierbei war Ssu-ma Hsiang-ju schon weiter gekommen als bei der Schilderung von Natur und Landschaft, was auch andere seiner Dichtungen augenfällig machen. Hier ist allerdings wesentlicher, daß Natur und Landschaft bestenfalls als Kulissen für die Vergnügungen der Menschen dienen. Zwar fühlten sich diese in Natur und Kosmos eingebunden, doch angesichts von deren Ewigkeiten litten die Menschen dieser Zeit, unübersehbar jedenfalls in den Dichtungen, an der unabweisbaren Kürze ihres diesseitigen Lebens, welcher Wehmut sie durch rauschhafte Feste zu entgehen trachteten. Die Natur – mit ihrem unablässigem Gedeihen und Vergehen, bis in alle Ewigkeiten – galt ihnen allenfalls als mahnende Erinnerung an die eigene Erbärmlichkeit. Vor diesem Hintergrund ist beinahe unverstellbar, daß sich ein Mensch durch die Wahrnehmung von Natur und Landschaft schlicht entzücken ließ, wengleich ihm das im Alltag widerfahren sein mag, doch gleichzeitig fühlte er sich gewiß deren rätselvollen Kräften ausgesetzt.

Schon die erwähnten Pavillons – hier noch als „Raststationen“ zu verstehen, nicht als die späteren anmutigen kleinen Bauten – deuten an, daß solche Landschaften erst einmal erschlossen werden mußten. Das gilt noch mehr für die sogenannten „Terrassen“ (*t'ai*) in angenehmen Gegenden: lichte Hallen auf meterhohen Lehmstrukturen als Fundament, in denen Herrscher weithin über Land und Leute blicken konnten und sich gleichzeitig über sie erhoben.

Aus der Zeit dieser Han-Dynastie sind einige tausend Kunstwerke, meistens Steinzeichnungen, erhalten, und archäologische Funde bereichern die damit verbundenen Einblicke in die Mentalitäten jener Menschen. Landschaften oder Teile von solchen, Bäume zum Beispiel, erscheinen auf ihnen überaus selten – und wenn, dann sind deren kosmische oder Jenseitsbezüge unübersehbar. Nur ganz wenige scheinen Lebenswirklichkeiten andeuten zu sollen, aber dann zei-

3 Folgenreiches Ergötzen

An diesem Tage war der Himmel hell;
die Luft war rein, und eine sanfte Brise wärmte.

Dieser Tag war – in unser Kalendersystem umgerechnet – der 22. April des Jahres 353. Viel umständlicher klingt die chinesische Datierung: „im neunten Jahr der Regierungsperiode Ewige Harmonie (353), im letzten Monat des Frühlings, am Tage *kuei-ch'ou*“. Ein Mondkalender lag dieser Datierung zugrunde, und diese Datumsangabe zeigt weitere Eigenheiten der kulturellen Tradition Chinas.

An diesem Tage versammelten sich über vierzig mehr oder weniger würdige Herren an einem Fließchen in einer lebenswürdigen Berglandschaft, unweit der heutigen Millionenstadt Shaoxing in Südostchina. Ein uraltes Reinigungsfest war Anlaß dieses Treffens – am 3. Tag des 3. Frühlingsmonats, nach einer anderen Datierungsweise. Aber dieses frühlingshafte Ritual war allmählich verwandelt worden, denn diese Herren reihten sich zu einem heiteren Spiel an den Ufern dieses Flusses auf: Weiter oben wurden mit Schnaps gefüllte Becher in den Wasserlauf gesetzt. Wenn sie nacheinander bei den Teilnehmern dieser „Party“ ein-

gen diese Darstellungen auch nur, wie der Mensch sich der Natur und Landschaft bedient, vielleicht gar ihrer Herr wird. Aber diese Form der künstlerischen Wahrnehmung einer Landschaft geht immerhin schon weit über ältere, stark stilisierte Darstellungen von Landschaft hinaus. In der Han-Zeit begegnen Natur und Landschaft lediglich als Hintergrund für das Wirken von Menschen – als dessen Umwelt und immer noch stilisiert.

trafen, mußten diese ein Gedicht aus dem Stegreif dichten. Gelang ihnen das nicht, hatten sie drei „große“ Pokale zu leeren.

Sechzehn dieser Dichter gelang ein solches Gedicht zwar nicht, doch die ersonnenen 26 Gedichte sind durch eine kleine Sammlung bewahrt. Erwartungsgemäß erscheinen sie als eher schlichte Reimereien, doch berühmt blieben sie bis auf den heutigen Tag, mit ihnen auch diese Begebenheit und dieser Tag.

Wang Hsi-chih (321–379) hatte zu diesem Dichtertreffen geladen. Er gehörte zu einer mächtigen Aristokratenfamilie im Süden des jetzt weitgehend zerrissenen Reiches, und neben einigen Familienangehörigen nahmen weitere politische Akteure an diesem Treffen teil und dichteten – oder nicht. Wang Hsi-chih schrieb auch ein Vorwort zu dieser kleinen Gedichtsammlung, und dieses Vorwort machte sie berühmt, zumal sein Verfasser auch als erster Großmeister der Kunst der Kalligraphie gilt. Sein Vorwort wurde in Stein geschnitten und dann durch Abreibungen weit verbreitet. – Nach dem Zitat oben fährt es fort:

Die Blicke hebend, betrachteten wir die Größe des Universums; die Blicke senkend, erkannten wir die Fülle der Lebewesen. Wohin wir unsere Blicke schweifen und unsere Empfindungen eilen ließen – das war angetan, die Verzauberungen unseres Sehens und Hörens ganz zu erfahren: reine Freude, wahrlich!

Wang Hsi-chih fährt mit einigen Betrachtungen zum menschlichen Leben fort, dem als ein wesentliches Merkmal die Wehmut angesichts seiner Vergänglichkeit eigne.

Was hat die frühen chinesischen Leser dieses kurzen Textes, der nur 325 Schriftzeichen umfaßt, ergriffen? Die Wehmut über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens kann es nicht gewesen sein, denn die war schon lange vorher ein literarischer Topos geworden, sogar in der volksnahen Dichtung. Vielleicht beeindruckte sie, daß hier vermögende – in jeder Hinsicht – Menschen sich in der freien Natur begegneten und sich durch diese zu Betrachtungen über die eigene Identität bewegen ließen. – Jedenfalls sehen Wissenschaftler in diesem Vorwort den, zumindest einen Beginn der chinesischen Naturdichtung. Aber auch Wang Hsi-chih, der Natur nur in sehr allgemeinen Wendungen zu schildern vermag, überhöhte diese sogleich kosmologisch. Ohne den Himmel, der in früheren Zeiten sogar als Gottheit aufgefaßt wurde,

4 Private Entzückungen

Und diese Frucht in einem Kleid aus Gold
vertraute ihren Leib der Jadeschale an.

In einer Poetischen Beschreibung der Orange von Wu Chün (469–520) stehen diese Verse, die auf ein älteres Gedicht über die Orange anspielen, in der die Frucht einer jungen Frau, die sich einem Liebhaber darbietet, verglichen wird.

und die Wesensfülle auf Erden kommt er nicht aus, nimmt zwar eine erkennbar andere Haltung als Konfuzius ein, doch die ist nicht grundsätzlich verschieden.

Wang Hsi-chih und seine Gefährten mögen die Schönheit der Natur erkannt haben – dort unten in Chinas Südosten, der noch nicht dicht bevölkert war und dessen landschaftliche Schönheiten berühmt wurden. Darin folgten ihnen andere nach, aber dieses Vorwort hatte Folgen mannigfacher Art. Das Fest am 3. Tag des 3. Monats nach dem Mondkalender wurde zum Urbild späterer jahreszeitlicher Feste an diesen Tagen, und weil das mit ihm verbundene heitere Wein- und Dichtspiel gewundene Wasserläufe voraussetzte, wurde das Wort gewunden (*ch'ü*) Bestandteil vieler Namen für Landschaftsbezeichnungen, wobei dann sieben oder neun Windungen als ideal galten. Als Werk der Kalligraphie wurde dieses Vorwort hoch geschätzt, obwohl bald nur noch Kopien kursierten, aber es trug auch dazu bei, daß Vorworte (*hsü*) zu einer eigenständigen literarischen Gattung wurden, mit den ihr eigenen Merkmalen.

Der Brief (*shu*) war schon vorher – über eine persönliche Mitteilung hinaus – in den Rang einer literarischen Gattung erhoben worden.

Nach ihrer Blütezeit unter der Han-Dynastie, zu deren imperialer Gebärde sie paßte, hatte sich diese Gattung literarischen Schreibens verändert. Ihre Gegenstände waren alltäglicher geworden, sogar Empfindungen wurden ihre Sujets. Aber das deutet auch politische und gesellschaftliche Veränderungen beinahe unvorstellbaren Ausmaßes an.

Das Kaiserreich verfiel zusehends. Steppenvölker eroberten Nordchina und errichteten dort eigenständige Kaiserherrschaften. Die gesellschaftlichen und literarischen Eliten des Nordens flohen in den Süden des einstigen Reiches und schufen dort konkurrierende chinesische Kaiserherrschaften, neben Regionalherrschaften, die sowohl im Norden als auch im Süden errichtet wurden. Nachdem schon unter der Han-Dynastie eine Besiedlung des Südens begonnen hatte, folgten jetzt ganze Völkerwanderungen.

Hinzu kam, daß taoistische und buddhistische Lehren jetzt weitere soziale Schichten ansprachen, im Norden wie im Süden. In der Zeit der Han-Dynastie hatten beide Lehrtraditionen sich vor allem an niedere soziale Schichten gewandt, doch die allmählich bekannt werdenden subtilen Erwägungen zur Deutung der Welt beeindruckten jetzt auch die Literaten, die nicht selten auch Eigner von neu erschlossenen Lati-fundien im Süden waren, in diesen wie kleine Fürsten schalteten und walteten und sie zu kulturellen Zentren machten. Durch die Wahrnehmungen der fremden Völker im Norden und die Liebenswürdigkeiten des Südens gleichermaßen bewegt, ebenso durch die subtilen tao-buddhistischen Erwägungen über die Stellung des Menschen – jetzt als Einzelwesen, als Individuum verstanden – in Gesellschaft, Natur und Kosmos veränderten sich die Weltanschauungen grundlegend. Die wirkungsmächtigen traditionellen Gepflogenheiten, auch die jetzt nahezu bedeutungslos werdende konfuzianische Lehrtradition, hatten den Menschen vor allem als gesellschaftliches Wesen verstanden.

Viel im Süden mag vor solchen Hintergründen die Neusiedler hier entzückt haben. Sie notierten jedenfalls die kleinen Liebesliedchen der ortsansässigen Menschen, aus denen unbekümmerte Heiterkeit der

Liebesfreuden klingt, und dichteten bald eigene Texte in gleichem Tonfall:

Nachts denke ich an ihn.

Der Wind bläst, der Fenstervorhang bewegt sich
und sagt mir, daß meine Freude komme.

„Meine Freude“ ist eine in solchen frühen Liedchen häufige Umschreibung für den Liebsten oder die Liebste. Die gesellschaftlichen Hintergründe solcher Liedchen lassen sich nicht mehr herausfinden, vielleicht wurden sie zu Tänzen oder Reigen gesungen. Ein wenig mehrdeutig klingen sie oft. Deutet die Bewegung des Fenstervorhangs hier an, daß der Liebste gerade durch ihn schlüpft? Oder bezeichnet sie nur die Hoffnung darauf, denn das Wort *su*, „denken“, bedeutet in leicht anderer Aussprache auch „sehen“? Die unverblünte Liebesfreude und Liebessehnsucht solcher Volksverse bleibt jedoch immer ganz eindeutig.

Dann entdeckten die Literaten den Reichtum der Blüten und Früchte hier, unbekannt von den Kornäckern des Nordens. Vor allem entdeckten sie die Stimmungen in Natur und Landschaft:

Der Wind und die Nebel hatten sich gelegt, Himmel und Berge die gleiche Farbe angenommen. Ziellos ließ ich meinen Kahn über die dahinwirbelnden Wasser treiben, und Ost und West vertraute ich meine Sinne an.

So beginnt Wu Chün einen Brief an einen Freund, und wenn nicht Teile dieses Briefes verloren gingen, dann berichtet er ihm einzig und allein von dieser Kahnfahrt im Dämmerchein des Abends. Der Brief war zu einer bevorzugten Ausdrucksform der Literaten im Süden geworden, eine geeignete Form für solche empfindsamen Mitteilungen.

Durch mehrere umfangreiche Werke in Gattungen historiographischen Schreibens war Wu Chün hervorgetreten, von denen aber nur wenige Fragmente er-

halten blieben. Für eine Person seines Standes waren auch die erreichten Amtspositionen unbedeutend, überwiegend lebte er wohl als vermöglicher Privatier. Auch von seinen literarischen Werken, ehemals zwanzig Schriftrollen umfassend, wurden nur wenige Prosaschriften, zu denen auch Briefe gezählt wurden, überliefert, ebenso einige zehn Gedichte. Noch niemand hat Wu Chün zu den großen Autoren seiner Zeit gezählt, aber das läßt seine Schriften als symptomatisch für den Geist seiner Zeit erscheinen. Ein schlichtes irdisches Entzücken spricht aus ihnen – auch wenn er der Blüte der Winterpflaume oder der Sonnenblume Verse widmet, ebenfalls Freunden und Bekannten zugeeignet.

Nicht die Kahnfahrt schildert Wu Chün weiterhin in seinem Brief, sondern eine ganze landschaftliche Szenerie, die er an einem Abend schwerlich durchmessen kann. Steilhänge und Stromschnellen tauchen auf, Quellen sprudeln aus Felsgestein, er lauscht den Vögeln und den Zikaden, gar den Affen, mit denen er wohl die Gibbons meint, die im Dämmerlicht ihre herrlichen Gesänge anstimmen. Nur in einem einzigen Satz deutet er sein Verhältnis zur Menschenwelt an:

Wer sich mit den Notwendigkeiten der Welt abgab, der wird beim Anblick dieses Tales die Rückkehr vergessen.

Mit den Notwendigkeiten der Welt umschreibt er die Teilhabe am öffentlichen Leben, als Beamter eines Herrschers. Wu Chün schließt an diese Feststellung nur noch eine Impression:

Quer über den Strom legten sich die Zweige, und wie ein Dunkel erschien auch der Tag, doch wenn die Zweige, die einander kreuzten, sich voneinander entfernten, schien ein Licht auf, und von Zeit zu Zeit erblickte ich die Sonne.

Natürlich umschreibt das auch sein Lebensgefühl, aber charakteristisch ist jetzt, daß die Literaten hierfür die Schilderung eines Naturerlebens nutzen, ob im Brief oder im Gedicht. Die Blicke auf Natur und Landschaft werden genauer, bleiben aber Mittel zum Zweck, auch das poetische Vokabular wird zusehends genauer. Manchmal offenbaren die Dichter dieser Zeit manieristisch-morbide Neigungen, auch Wu Chün. Nicht nur von der Poetischen Beschreibung einer Orange sind Fragmente erhalten, sondern auch von seinen Texten über einen längst verfallenen Stadtwall oder eine zerbrochene Perle. Andere Gegenstände poetischen Entzückens deutet ein weiterer kleiner Prosatext von Wu Chün an – die Schilderung der Ingredienzien für ein pastetenähnliches Gericht. Ein manchmal morbides Wohlbehagen kennzeichnet diese Literaten im Süden, doch nicht übersehen läßt sich auch, daß im Hintergrund solcher Werke stets auch die Wahrnehmung der desolaten politischen Situation im Reiche aufscheint. Für eine vollendete Pastete braucht Wu Chün auch Gewürze und ähnliches, für deren beste Qualitäten Gegenden im jetzt unerreichbaren, weil fremddynastisch besetzten Norden berühmt waren.

In der aus dieser Zeit erhaltenen Kunst überwiegen buddhistisch inspirierte Relikte: überwiegend fromme Skulpturen, ohne Bezüge zu Natur und Landschaft. Aber auch erste Landschaftsdarstellungen sind als Wandgemälde in Klöstern und Klausureien erhalten: fromm-stilisierte Ideallandschaften. Andere Berg- oder Waldlandschaften auf Relikten aus dieser Zeit begegnen dem Betrachter als dermaßen verwirrend und bedrängend, daß ihr Anblick schwerlich Entzücken aufsteigen läßt. Vielleicht sind sie so etwas wie Metaphern für die Wirrnis der Menschenwelt, vornehmlich der politischen.

5 Die Welten der Einsiedler

Majestät wollten wissen,
welche Schätze die Berge hier tragen?
Weiße Wolken in Fülle, die um die Gipfel treiben.
Unendlich vergnügen sie Ihren ergebenen Untertan,
sind als Tribut an Majestät aber kaum geeignet.

T'ao Hung-ching (452–536) schrieb diese spöttischen Verse, nachdem ein Herrscher ihn hatte fragen lassen, welche Schätze ihn in den Bergen hielten und so hinderten, an seinem Hofe Dienst zu tun. „Minister in den Bergen“ wurde deshalb ein Spitzname von ihm, und weiße Wolken als einen verborgenen Schatz zu bezeichnen, das ist zumindest hintergründig, wenn nicht eine Frechheit.

Gestalten wie er werden in der westlichen Literatur oft Einsiedler genannt, doch damit werden zahlreiche chinesische Begriffe zusammengefaßt. Eigenschaften wie „zurückgezogen“, „hochsinnig“, „entflohen“ charakterisieren sie, die dann meistens als *shih*, „Gelehrter“, bezeichnet werden. Personen von Bildung und Stand waren das, oft auch von Vermögen, die seit dem 2. Jahrhundert eine solche Lebenshaltung wählten. Mit dieser verbunden war keineswegs ein beschaulich-kontemplatives Leben in irgendeiner Bergklause, sondern für ihre Haltung war bestimmend, daß sie sich vom politischen Leben fernhielten, also einen Dienst als kaiserlicher Würdenträger – trotz entsprechender Aufforderungen – ablehnten. Das Kaiserreich war seit dem Jahre 220 und bis zum Jahre 589 in Teilreiche und Regionalherrschaften zerfallen, und das war keine Zeit, die jedermann Würdenträgerehren als erstrebenswert erscheinen ließ. In moderne Terminologie übersetzt, waren sie schlicht Politikverweigerer. Vor allem in den Landschaften Südchinas wurden diese Lebenshaltungen ausgeprägt – oft

von Zuwanderern aus dem Norden, den jetzt Dynastien von Herrschern aus Fremdvölkern beherrschten, und die Herrscher im Süden besaßen selten Charisma.

Neben die buddhistischen und taoistischen Mönche und die volksreligiös geprägten tatsächlichen Einsiedler brach jetzt dieser neue Typ von Menschen in die Bergwelten auf und trug zu deren Erschließung bei. Solche „Einsiedler“ schufen sich in ihnen prächtige Anwesen, denn diese Gebiete im Süden waren weitgehend menschenarm und herrschaftsfrei gewesen, und von einigen wenigen ist sogar überliefert, daß sie mit ihrer ganzen Sippe und deren Anhang, hunderte und tausende Menschen also, hier neue Wohnsitze schufen, die manchmal wie kleine Staaten erscheinen.

Leicht läßt sich vorstellen, daß solche Umsiedler den Berglandschaften im Süden neue Blicke zuwandten. Die Berglandschaften im Norden waren durch die Unbill strenger klimatischer Gegebenheiten geprägt, in den unendlichen Ebenen drängten sich – nach seinerzeitigem Verständnis – die Menschen, während die Kornfelder dem Anblick nur wenige Abwechslungen boten. Hier im Süden entzückten bizarre Bergformationen, beeindruckten reißende Bergflüsse mit ihren Wasserfällen, ein angenehm mildes Klima herrschte, die Fülle der unbekanntes Blüten und Früchte verhieß immer neue Freuden. Das alltägliche Leben gewann an Unbeschwertheit, ein stilles Entzücken an der Natur verdrängte den wüsten rauschhaften Lebensgenuß vergangener Jahrhunderte, den deren Gedichte zeigen. Weil diese Bergwelten noch von wilden Tieren beherrscht waren, verwandelten diese Menschen sich die Landschaften an, anders zwar als die Mönche, doch nicht weniger nachdrücklich. Anfänge von Infrastrukturen entstanden,

Bauten und Wege, bald auch Gehhilfen wie Treppenstufen und eiserne Bänder, die Halt gewähren sollten in den Schroffheiten der Berge. Aber das – und Vergleichbares bei den Gewässern – geschah nur hier und da und allmählich, wie ein Gedicht von Hsieh Ling-yün (385–433), zeigt, das mit „Der See von Fu-ch'un“ überschrieben ist:

Nachts durchquerten wir die Wassertiefen bei Yü-p'u,
erreichten morgens dann die Mauern von Fu-ch'un.
Den Ting-Berg hüllten Dunst und Nebel ein,
am Roten Pavillon ließ sich nicht ankern.

Hsieh Ling-yün gilt als der große Natur- und Landschaftsdichter dieser Zeit, doch über bloße Deskription gelangt er selten hinaus. In den nächsten Versen schildert er die Weiterfahrt – sie dramatisch überhöhend. Dann resümiert er, die Wasser lehrten, sich Gefahren zu stellen, und die Berge, still auszuhalten. Bei diesen Versen hat er weniger den oben zitierten Konfuzius mit seiner Auffassung über die Sinnhaftigkeit von Bergen und Wassern im Sinn als vielmehr das klassische *I-ching*, „Buch der Wandlungen“, auf das er anspielt. Abschließend bedenkt Hsieh Ling-yün das eigene Leben und wünscht sich ein „Einsiedler“-Dasein.

Ähnlich vorder/hintergründig bedichtet Pao Chao (412–466), ebenfalls als „Naturdichter“ gerühmt, den „Fall der Pflaumenblüten“:

Im Innenhofe stehen viele Bäume,
von denen mich allein die Pflaumen dauern.
Sie fragen mich, warum alleine sie?
Weil sie im Schnee schon ihre Blüten zeigen
und Früchte tragen, wenn der taut.
Wenn Frühlingswinde sie bewegen,
die Frühlingssonne sie umschmeichelt,
bedenke ich, wie kalter Wind sie von den Zweigen treibt.
Schneeb Blüten mögen zwar sich zeigen,
Schneefrüchte aber gibt es nie.

Auch in diesen unregelmäßigen Versen und weiteren Gedichten kommt es Pao Chao vor allem auf Sinnstiftung durch die Betrachtung von Natur und Landschaft an. – Die hier bedauerte Winterpflaume, auch Winterkirsche genannt, blüht tatsächlich schon im scheidenden Winter auf. – Durch eine Reihe von vergleichbaren Gedichten über Blütengewächse hat Pao Chao jedoch ganz außerordentlich zu der Ausbildung einer Blütenmetaphorik und -symbolik beigetragen, und spätere Dichter sollten abertausende Gedichte diesen Winterpflaumen widmen.

In dieser Zeit entsteht auch eine Fülle von geographischen Schriften. Wahrscheinlich hängt deren Entstehung mit den Migrationen der Menschen in diesen Jahrhunderten zusammen, denn sie benötigten für ihre neue Heimat, die sie noch lange nicht als solche empfanden, einfach grundlegende geographische Informationen, die sie sich nach Lage der Dinge selbst beschaffen mußten. Bis auf Fragmente, als Zitate in späteren Textsammlungen begehend, sind diese Werke vergangen, doch für eine Einschätzung der Blicke auf Natur und Landschaft dürfte eine Untersuchung dieser Fragmente aufschlußreich sein.

Ein geographisches Hauptwerk aus dieser Zeit wurde jedoch überliefert – das *Shui-ching chu*, „Kommentar zum ‚Leitfaden zu den Flüssen‘“, von Li Tao-yüan (†527). Als Kommentar bezeichnet Li Tao-yüan bescheiden sein monumentales Werk, weil er es an einem schmalen älteren Werk mit dem Titel *Shui-ching*, „Leitfaden zu den Flüssen“, ausrichtet. Tatsächlich geht es weit über einen Kommentar hinaus; es ist die erste Geographie Chinas überhaupt. Nicht überrascht, daß Li Tao-yüan sich bei seinen Beschreibungen an den Flüssen orientierte. Sie bil-

deten in den Ebenen – als Wasserstraßen – wichtige Teile der Infrastruktur, und diese Funktion wurde dadurch betont, daß zumindest in den großen Flußtäälern auch Land- und Überlandverbindungen verliefen. In den erheblich unzugänglicheren Berglandschaften dienten die Flüsse und Bäche andererseits als Anhaltspunkte für Orientierungen. Kartographisch und überhaupt erschlossen waren große Bereiche des heutigen Südchina damals noch nicht, allenfalls kleinräumig.

Die heute weitgehend verlorenen kleineren geographischen Schriften aus dieser Zeit informierten anscheinend vor allem über Äußerlichkeiten: administrative und geographische Strukturen. Demgegenüber beschriftet Li Tao-yüan neue Wege, denn er entwarf ganze Kulturlandschaften. Natürlich verweist er auf die an den Flußläufen gelegenen Siedlungen, auf Eigenheiten in der Natur, auf örtliche Produkte und andere alltägliche Gegebenheiten, soweit er sie kannte. Vor allem aber berichtet er unablässig über historische Vorgänge, die der jeweiligen Gegend verbunden waren, auch über besondere lokale Überlieferungen der unterschiedlichsten Art. Hierzu befähigte ihn eine außerordentliche Belesenheit in der älteren Literatur, die er sorgfältig zitiert. Zu dem Rang seines Werkes, dessen Lektüre für spätere Literaten unvermeidlich war, trug bei, daß er sich erkennbar bemühte, für die Beschreibung von Landschaften eine ausdrucksstarke Prosasprache zu finden.

Schon lange vor Li Tao-yüan spielten sprichwörtliche Redensarten mit dem Umstand, daß in China alle Flüsse nach Osten fließen. Zwar werden die

Läufe von vielen kleineren Flüssen diesem Wort nicht gerecht, doch da sie zu den großen Flußsystemen gehören, sind solche Redewendungen gerechtfertigt. Hiermit verbunden war dann oft, daß China – gegliedert durch solche west-östlich verlaufenden Flußsysteme – auch politisch und kulturell zweier- oder gar mehrfach unterteilt war. Deshalb schuf das neue reichseinigende Kaiserhaus der Yang, welche die Sui-Dynastie (589–618) gründeten, erstmals eine Nord-Süd-Verbindung, den sogenannten Kaiserkanal. Er verlief von der Gegend des heutigen Hangzhou nach Norden bis zum seinerzeitigen Lauf des Gelben Flusses und wurde später bis in die Gegend des heutigen Beijing verlängert. Die Versorgung der dichtbesiedelten, aber landwirtschaftlich weniger ertragreichen Nordgegenden aus dem Süden mit seinen reichen Reisernten war ein vordergründiges Ziel dieses gewaltigen Projekts, bei dem auch schon ökologisch anmutende Umsicht waltete. Vor allem aber schuf dieser Kanal eine infrastrukturelle Voraussetzung für den Bestand dieses neuen Kaiserreichs, das – im Vergleich mit seinen Vorgängern – erheblich größere geographische Räume nicht nur politisch beanspruchte, sondern diese auch durchdrang.

Zu den Wahrnehmungen südchinesischer Landschaften trug diese neue Hauptverkehrsader in kaum zu überschätzender Weise bei. Aber dieser Kanalbau und einige weitere Großprojekte führten auch, aufgrund der damit verbundenen Belastungen für die Bevölkerung, zu dem schnellen Ende dieser Kaiserdynastie

6 Beschaulichkeit in Villen und Gärten

Am stillen Berge ist kein Mensch zu sehen,
nur Menschenstimmen hör ich noch.

Die Gründer der Herrscherdynastien Sui (589–617) und T'ang (618–906) schufen wieder einheitliche Kaiserreiche. Die ehrwürdigen Städte Lo-yang und Ch'ang-an, im Norden in der Nähe des Gelben Flusses gelegen, wurden wieder ihre Hauptstädte – und entstanden neu, als Millionenstädte. Hohe Mauern aus Stampflehm schirmten sie vom Umland ab, innerhalb dieser Mauerwälle trennten kleine Mauern die Wohnquartiere, jeweils einige dutzend, voneinander und von den öffentlichen Räumen, den Märkten zum Beispiel, erst recht natürlich von dem Palastbereich. Hitze, Staub und Gestank beeinträchtigten in den Glutzeiten der Sommer das Lebensgefühl, während Schnee- und Kältestürme im Winter in die dann unwirtlichen Holzbauten drangen. Manch einem hohen Würdenträger genügten dann nicht nur ein Wandschirm und ein Kohlebecken zur Linderung der Unbill, sondern er ließ sich zusätzlich durch eine besonders umfangreiche Dienerin abschirmen, die sich an seinem Sitzplatz aufstellen mußte.

Den Sommergluten wußten diese Würdenträger, feinsinnige Literaten fast alle, auf andere Weise zu entgehen. Sie legten sich in nahegelegenen mittelgebirgshaften Bergzügen Landsitze, Villen an, so auch Wang Wei (701–761), der Autor der beiden Verse oben. Seiner lag an den Ufern eines Fließchens namens Wang-ch'uan. Wang Wei und ein Literatenfreund namens P'ei Ti schrieben jeder über zwanzig bemerkenswerte Stätten auf diesem Landsitz kurze Gedichte, ohne die dieser Wang-ch'uan längst

vergessen wäre. Als herausragender Naturdichter gilt Wang Wei, auch als herausragender Künstler, während sein Wirken als kaiserlicher Würdenträger umstritten ist. Zum zurückgezogenen, buddhistischen Neigungen anhängenden Einsiedler stilisiert sich Wang Wei in diesen geheimnisvollen Gedichten. Wenn aber spätere chinesische Künstler sich seinen Landsitz vorstellten, dann hätte der Ausmaße gehabt, welche die Villen und Anwesen, die sich vermögende Hamburger Kaufleute im 19. Jahrhundert an der Elbchaussee schufen, als bescheidene Hütten erscheinen ließen. Das entsprach tatsächlich der historischen Wirklichkeit, doch Wang Wei beendet sein Vier-Vers-Kurzgedicht mit den Versen:

Ein Lichtschein dringt noch in den tiefen Wald
und leuchtet wider auf dem dunklen Moose.

Kurzgedichte dieser Art haben die großen Literaten der T'ang-Zeit zu einer Feinheit gebracht, die ein Leser heute oft nur noch ahnen kann. Die beiden ersten der vier Verse eines solchen Gedichts, die jeweils fünf Schriftzeichen umfassen, geben meistens eine Wahrnehmung der Natur oder Umgebung wieder, oft in parallelen Wendungen. Die Verse zwei und vier reimen, innerhalb der Verse tritt nach den beiden ersten Schriftzeichen eine Zäsur auf. Der dritte Vers soll dem Gedicht dann eine neue, überraschende Wendung geben, die der vierte Vers zu einem Abschluß bringt.

Eine neue Wendung bringt auch hier der dritte Vers. Der erste Vers beschwört eine sichtbare Waldeinsamkeit herauf, denn in der Dichtung dieser Zeit steht „Berg“ oft für „Wald“. Durch eine akustische Wahrnehmung unterstreicht das der

zweite Vers. Den dritten Vers jedoch wird jeder Übersetzer anders verstehen. Wörtlich „zurückkehrendes Licht tritt in den tiefen Wald“ bedeutend, läßt dieser Vers zwar verstehen, daß die Waldeinsamkeit in diesem Augenblick durch einen Lichtstrahl oder Lichtschein erhellt wird, aber was hat es mit dem „zurückkehrenden Licht“ auf sich? Was hat Wang Wei hier gesehen oder erlebt? Sein Freund P’ei Ti mag das gewußt haben, doch ansonsten ist die Ambivalenz der Aussage bei Gedichten dieser Art durchaus beabsichtigt.

Manchmal vermittelt die Überschrift – hier „Hirschgatter“ – in solchen Fällen eine Ahnung. Vielleicht hat ganz schlicht ein Hirsch dem betrachtenden Wang Wei den Blick verstellt, aber das wäre zu vordergründig, denn solche Gedichte weisen oft eine Anspielungsebene auf, die sich selten erhellen läßt. – Vergleichbares zeigt auch ein Kurzgedicht gleicher Art von Li Po (701–762), einem vielleicht noch größeren Dichter dieser Zeit:

Jäh taucht er bei den roten Lotos unter,
schnellt wieder bei dem dunklen Schilf empor.
Alleine steht er da – warum gemausert?
Trug einen Fisch im Schnabel zu dem alten Floß.

Einen Leser, der nicht sogleich errät, was der Dichter sah, klärt die Überschrift auf: „Am Kormorandamm“. Auch hier liegt die Crux beim Verständnis dieser Verse im dritten. „Allein dastehen“ (*tu-li*) bezeichnet in der Regel die Verhaltensform eines moralisch hochstehenden Menschen, der sich – den Einsiedlern ähnlich – den Irrungen und Wirrungen

der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse entzieht, um den eigenen Normen zu folgen. Was soll aber die Frage nach dem „Gemausertsein“, einem sehr seltenen Ausdruck? Viel läßt sich dazu denken, doch der vierte Vers ist dann wieder klar: Der Kormoran hat seinem Eigner Beute gebracht, allerdings – was nicht zu übersehen ist – gezwungenermaßen, weil dafür abgerichtet.

Neben inhaltlichen Andeutungen haben herausragende Dichter ihren Gedichten oft raffinierte formale Feinheiten beigegeben, die sich in Übersetzungen nicht vermitteln lassen. Weil in den Bemerkungen, die in diesem Band den Holzschnitten beigegeben wurden, oft auch Gedichte angeführt werden, soll ein längeres Gedicht von Li Po, eines seiner berühmtesten zumal, im Mittelpunkt einer solchen andeutenden Bemerkung stehen (siehe MST 38).

Mehr als fünfzigtausend Gedichte sind aus der T’ang-Zeit überliefert, die als die Hochblüte chinesischer Dichtung gilt. Ihre Reichtümer und Feinheiten sind wissenschaftlich noch lange nicht erschlossen. In dieser Zeit wurde auch die Kunst der Tuschemalerei erneuert – und diese Erneuerung ist mit dem Namen Wang Wei verbunden, mit ihm der Begriff Literatenmaler. Jetzt wurde bei den Literaten üblich, die Tuschemalerei auf Seide und Papier in ihre Mußeübungen aufzunehmen. Werke von Wang Wei, allerdings nur in späteren Kopien überliefert, lassen eine erstaunliche und subtile Meisterschaft erkennen, die solche Werke sofort von handwerklichen Kunstübungen unterschied.

7 Entdeckung abgelegener Landschaften

Seit ich ein bestraffter Mann bin, lebe ich in dieser Provinz und werde häufig von Ängsten geplagt. Wann immer ich aber Muße habe, mache ich mich gelassen auf den Weg und unternehme ausgedehnte Wanderungen.

Mit diesen Worten eröffnet Liu Tsung-yüan (773–819) sein *Yung-chou pa-chi*, „Acht Aufzeichnungen über Yung-chou“, in dem er – wahrlich – viel Muße hatte.

Er wurde in der Kaiserstadt Ch'ang-an geboren, in der Generationen von Vorfahren in den Diensten der T'ang-Kaiser gestanden und es zu Vermögen und Ansehen gebracht hatten. Eine solche Laufbahn stand auch Liu Tsung-yüan vor Augen, doch schon bald nach deren Beginn geriet er im Jahre 805 in eine ideologisch-politische Debatte am Kaiserhof und wurde, da der unterlegenen Fraktion angehörig, nach Yung-chou, in der heutigen Provinz Hunan, „verbannt“, das heißt: auf eine geringe Amtsstelle versetzt. Dort mußte er zehn Jahre ausharren. Die Amtspflichten waren minimal, das Gehalt auskömmlich, er überdies vermögend. Erst hier wird Liu Tsung-yüan, vorher vor allem in den amtlichen Gattungen literarischen Schreibens geübt, ein Dichter. Vor allem diese Acht Aufzeichnungen über Yung-chou haben ihn in der Geschichte der chinesischen Literatur berühmt gemacht. Die zweite dieser Aufzeichnungen hebt an (in der Übersetzung von Raffael Keller, die ich in diesem Abschnitt zitiere):

Der Plätteisenteich befindet sich westlich des Westberges. Seinen Anfang hat er in den Wassern des Ran, welcher ihn von Süden heraneilend speist und da, wo er auf die Felsen der Berge stößt, in Krümmungen nach Osten fließt. Sein Lauf wird dabei immer steiler, die tosenden Fluten immer reißender und fressen sich in die Ufer, wodurch sein Bett sich weitert und die Mitte tiefer wird,

bis er schließlich auf Felsen trifft, die ihm Einhalt gebieten. Schäumend bildet er Wirbel und strömt dann gemächlich weiter, klar und glatt eine Fläche von zehn Mu bedeckend. Bäume umgeben den Teich, und ein kleiner Wasserfall ziert seinen Rand.

Yung-chou war eine unwirtliche Berggegend. Einige chinesische Neusiedler hatte es nach dort verschlagen, die meisten Bewohner gehörten zu einem nicht-chinesischen Volk; die Lebenshaltungskosten waren, im Vergleich mit Ch'ang-an, gering – und Liu Tsung-yüan begann, diese unberührte und unbekannte Gegend zu erkunden, aber nicht nur das. Diese zweite Aufzeichnung fährt fort:

Am Teiche wohnte einer, und weil ich auf meinen Wanderungen häufig hierher kam, klopfte er eines Tages an meine Tür und erklärte: „Die staatlichen Steuern und die privaten Schulden wachsen mir über den Kopf. Vor kurzem habe ich Land in den Bergen urbar gemacht und den Wohnort gewechselt. Die Felder am Teich möchte ich gerne verkaufen, um Umheil abzuwenden.“ Erfreut ging ich auf den Handel ein.

Das sollte nicht der einzige Landstrich bleiben, den Liu hier erwarb. – Über die staatlichen Steuereintreiber verfaßte er mehrere lästerliche Schriften, kaum allegorisch ummäntelt, und äußerte sich auch sonst kritisch zu der kaiserlichen Verwaltung seiner Zeit. Seine ideologischen Grundpositionen lassen sich, schlagwortartig, als staatssozialistisch kennzeichnen, was zu den eher liberal anmutenden Positionen der konfuzianischen Lehrtradition, die in der Verwaltung stets von Bedeutung war, in Gegensatz stand. Aber hier im fernen Yung-chou beschäftigt ihn anderes als hohe Politik:

Dann erhöhte ich die Terrasse, verlängerte die Einzäunung und leitete den Wasserfall über die Höhe direkt in den Teich, sodaß es einen plätschernden Laut gab. Der Ort ist wie geschaffen für die

Betrachtung des Mondes zum Mitterbstfest, da sich dem Auge dort die Höhe des Himmels und die Weite des Äthers öffnet.

Liu Tsung-yüan begibt sich sofort an die Umgestaltung des erworbenen Geländes, doch auch bei noch unberührten Landschaften, die er hier erwirbt oder die herrenlos sind, betätigt er sich als Landschaftsgestalter. Er verändert die Natur nicht nur im Hinblick auf größere Bequemlichkeiten für den betrachtenden Genuß einer Szenerie, sondern legt an die Natur auch ästhetische Maßstäbe an, denen sie zu genügen hat. Andernfalls ist sie durch ihn, den Menschen, zu formen, bis sie seinen ästhetischen Ansprüchen entspricht. Leider sind seine ästhetischen Kategorien nur andeutungsweise zu erkennen. Zufrieden beschließt er die zweite Aufzeichnung über eine Szenerie in Yung-chou:

Was könnte mir Freude bereiten, in der Barbarei zu leben, und ließe mich die Heimerde vergessen, wenn nicht dieser Teich?

Mit diesen „Acht Aufzeichnungen aus Yung-chou“ begründete Liu Tsung-yüan eine literarische Gattung, eben die „Aufzeichnungen“ (*Chi*) über landschaftliche Szenerien. Tausende Literaten haben nach ihm Texte solcher Art geschrieben und oft genug diese Texte an den beschriebenen Szenerien auch angebracht. Nur schwer läßt sich eine Begründung für den Erfolg dieser Gattung finden. Im Grunde sind die meisten dieser Texte schlicht, wie schon bei Liu Tsung-yüan: inhaltlich, sprachlich und gedanklich. Allerdings gibt es auch Texte in dieser Gattung, wie gleich zu sehen sein wird, die in der einen oder anderen Hinsicht herausragen. Aber das sind wenige.

Wenn nicht schnöde eben die Schlichtheit des literarischen Anspruchs bei diesen „Aufzeichnungen“ als Voraussetzung für deren Erfolg gelten soll, dann könnte damit ein Beweggrund verbunden sein, der in

den Menschen, den Autoren, verborgen liegt. Tatsächlich fühlten sich viele erkennbar als Entdecker einer Landschaft oder einer Szenerie, die sie dann einem geistesverwandten Publikum vorstellten. Mit diesem Entdeckertum verbanden sie aber auch stets Vorstellungen von der Gestaltung und Benennung einer Szenerie. Wissenschaftlich untersucht sind diese *Chi* als literarische Gattung bisher nicht, und deshalb können das nur Mutmaßungen sein.

Unübersehbar aber ist, daß mit Bestrebungen gleich denen von Liu Tsung-yüan eine neue Form der Erschließung von Natur und Landschaft begann. Bisher hatten sich lediglich Weltflüchtlinge der unterschiedlichsten Art, einschließlich der taoistischen und buddhistischen Mönche, in den chinesischen Bergwelten angesiedelt, auch unternehmungsfreudige Latifundienbesitzer, die sich der Ressourcen der Bergwelt versichern wollten. Jetzt, nach Liu Tsung-yüan, kommen die Literatenbeamten als Besucher und Entdecker hinzu. Auf irgendeine Weise hängen sie zwar mit den Gruppen zusammen, die früher diese neuen Welten erschlossen, doch mit ihnen beginnt bald ein nahezu touristisch anmutendes Ausflügler-tum in die Bergwelten.

Nachdem die T'ang-Dynastie nach langem Siechtum in mehrere Teilreiche zerbrochen war, bestand in dem Zeitraum von 906 bis 960 auch eine ganze Reihe von Regionalherrschaften, begünstigt durch landschaftliche Strukturen, so in dem von einer Bergwelt eingeschlossenen und unzugänglichen Roten Becken, der heutigen Provinz Sichuan. Diese Regionalherrschaften waren gleichzeitig kulturelle Zentren, die miteinander wetteiferten, nicht nur bei Prunk und Verschwendung. Hier waren sogar schon die höfischen Ergötzungen, wie zahlreiche anekdoti-

sche Überlieferungen zeigen, mit den Bergwelten verbunden. Die Literaten dieses Regionalstaates mit der Herrschaftsbezeichnung Shu verhalfen auch einer weiteren literarischen Gattung zum Durchbruch, den *Tz'u*, „Liedern“. Auf überlieferte Weisen dichteten

8 Trunkenheit an der Natur

Die Freude an den Bergen und Wassern –
ich erfasse sie im Herzen
und vertraue sie dem Weine an.

Bereits als Mittdreißiger führte Ou-yang Hsiu (1007–1072) einige Zeit den Literatennamen Tsui-weng, „Trunkener Alter“, und diesen Satz schrieb er in seinem *Tsui-weng t'ing chi*, „Aufzeichnung über den Pavillon des Trunkenen Alten“, nieder. Das war nicht die beste Zeit in seinem Leben, aber diese „Aufzeichnung“ wurde einer der berühmtesten Texte in dieser von Liu Tsung-yüan geschaffenen literarischen Gattung.

Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, war Ou-yang Hsiu dank seiner literarischen Fähigkeiten in einflußreiche Positionen am Kaiserhof gelangt. Im Streit der politischen Meinungen nahm er jedoch selten ein Blatt vor den Mund, und so sah er sich bald in der abgelegenen Provinz: Ch'u-chou in der heutigen Provinz Anhui, einem von Bergen umgebenen Städtchen. In diesen hatte ein Mönch einen Pavillon errichtet, den Ou-yang Hsiu jetzt nach seinem neuen Literatennamen benannte und den er gerne mit Freunden aufsuchte, um zu trinken. Solche Pavillons dienten an herausragenden Plätzen dem Wohlbefinden der Ausflügler. Zur Erklärung des zitierten Satzes sagt er:

sie immer neue Texte, meist über Liebesleid und -weh, aber die ihnen verbundene Ausdrucksfreude strahlte auch auf die Wahrnehmung von Natur und Landschaft aus: Teil und Hintergrund von Vergnügungen!

Der Sinn des Trunkenen Alten war nicht auf den Wein gerichtet, sondern auf die Berge und Wasser.

Er will ausdrücken, daß seine Trunkenheit nicht vom Wein herrühre, sondern aus der empfindsamen Wahrnehmung der Natur, und daß er diese Trunkenheit dann dem Wein vermittle. Von der Freude des Konfuzius an den Bergen und Wassern bis zu der des Ou-yang Hsiu hatte die Betrachtung der Natur offensichtlich weite Wege zurückgelegt.

In dieser raffiniert komponierten Aufzeichnung beschreibt Ou-yang Hsiu in wenigen Worten einen Tag in diesem Pavillon, vom Aufbruch am Morgen zu ihm, über die Betrachtung der fernen Menschen von hier aus, dann das durch ihn gegebene Fest, zu dem vorher Fische gefangen und Gemüse gesammelt werden mußten. Die Gesellschaft kehrt nach Sonnenuntergang heim:

In den Bäumen des Waldes breitete sich die Dunkelheit aus, doch noch waren überall singende Stimmen. Die Ausflügler zogen fort, doch die Vögel und andere Tiere waren noch voller Freude. Indes, die Vögel und Tiere kannten die Freuden an dem Bergwald, aber sie kannten nicht die Freuden der Menschen. Die Menschen kannten die Freuden des Ausflugs mit dem Präfekten, aber sie kannten nicht die Freude des Präfekten über ihre Freude. – Im Trunk konnte er ihre Freuden teilen; wieder nüchtern, kann er sie in einem Stück Literatur überliefern.

In der Sung-Dynastie (960–1279) werden nunmehr erstmals einzelne Menschen als Individuen faßbar. Wenn in früheren Zeiten solche Eindrücke nahelagen, dann beruht das auf starken Selbststilisierungen, die sogar große Dichter wie Wang Wei, Li Po und Tu Fu pflegten. Anscheinend ereigneten sich in den Jahrhunderten dieser Sung-Dynastie gesellschaftliche Umbrüche noch weitgehend unbekanntem Ausmaßes. Hierzu gehörten Anfänge von wirtschaftlichen Veränderungen, die als frühkapitalistisch bezeichnet werden können. Verbunden damit sind umfassende Vergewisserungen der literarischen Überlieferung und der gegenwärtigen Zustände im Reich, die in einem bis dahin unbekanntem Ausmaß durch kaiserlich beauftragte Gelehrtenkommissionen vorgenommen wurden. Andere Literaten widmeten sich privat – neben ihren sonstigen Obliegenheiten und Zerstreungen – der detaillierten Ergründung der Natur, soweit diese sie interessierte. Erste umfangreiche und beinahe wissenschaftliche Schriften über einzelne Blütenpflanzen schreiben sie nieder, zunehmend auch Überlieferungen über abgelegene Gegenden des Reiches. Der Buchdruck gewinnt weitere Verbreitung, gelehrte Akademien werden durch privatisierende Literaten in abgeschiedenen Berglandschaften gegründet, um dort freie Diskussionen über politische Probleme und gesellschaftliche Ordnungsvorstellungen führen zu können. An diesen wird die konfuzianische Lehrtradition auf ganz neue Grundlagen gestellt, die erst allmählich weitere Verbreitung fanden. Gewaltige Umbrüche kennzeichnen diese Jahrhunderte, aber diese wirkten nur selten dramatisch, wurden von den Menschen oft vielleicht gar nicht als solche erlebt.

Die meisten chinesischen Kaiser-Dynastien werden seltsamerweise mit dem Aufkommen einer literarischen Gattung verbunden, die sie kennzeichnet. Bei der Sung-Dynastie sind das die *Tz'u*-„Lieder“, eine Gattung, die sich jetzt durchsetzte und erstaunliche Veränderungen erfuhr. Das Verfassen von Texten in dieser schwierigen Gattung wurde sogar Bestandteil der kaiserlichen Prüfungen, durch die der Beamtennachwuchs rekrutiert wurde. Der direkte Ausdruck eigener Wahrnehmungen und Empfindungen wurde zu einem Gattungsmerkmal der *tz'u*, was in früheren literarischen Ausdrucksformen nur ansatzweise möglich war.

Vielleicht noch kennzeichnender, aber hiermit verbunden, ist das Aufkommen einer ganz neuen literarischen Gattung, die – ganz bedeutungsvoll! – ohne jede Gattungsmerkmale auskommt. Ou-yang Hsiu war einer der ersten Meister in dieser Gattung, mehr noch sein Freund und Schüler Su Shih (1036–1101), der wohl größte Literat der Sung-Zeit. Gemeint sind die *Pi-chi*, „Pinselaufzeichnungen“. Über diejenigen von Su Shih berichtet – und kennzeichnet die Gattung am besten – eine Legende: Unablässig habe er solche Notizen niedergeschrieben und sie dann achtlos in Säcke gesteckt. Erst bei seinem Tode hätten Schüler diesen Schatz gesichtet, und so seien wenigstens einige hundert dieser „Pinselnotizen“ – ein Begriff, der aber erst später aufkam – überliefert worden. Eine charakteristische Notiz lautet:

Sechstes Jahr der Regierungsperiode Anfang des Wohlergehens (1083), zehnter Monat, zwölfter Tag, nachts: Ich hatte meine Kleider gelöst und wollte schlafen, als das Mondlicht in meine Tür trat. Heiter erhob ich mich und ging hin und her. Da mir in den Sinn kam, daß niemand mit mir diese Freude teile, begab ich mich zum Kloster Ch'eng-t'ien und suchte Chang Huai-min auf, der sich ebenfalls noch nicht zur Ruhe gelegt hatte. Wir begaben uns in den

Innenhof, der aussah, als habe sich dort Wasser, rein und klar, ausgebreitet, und als wenn sich in dem Wasser die Zweige von Wasserpflanzen verflochten würden. Das waren jedoch die Schatten von Kiefern und Bambussen. – In welchen Nächten gibt es keinen Mond? An welchem Orte gibt es keine Kiefern und Bambusse? Aber es gibt nur wenige Müßiggänger gleich uns beiden.

Bescheidenes Entzücken über alltägliche Wahrnehmungen einer Szenerie spricht aus dieser Notiz. Die Natur wird zum Anlaß alltäglicher Lebensfreude – jedenfalls für einen aufgeschlossenen Menschen, aber diese Aufgeschlossenheit kennzeichnet jetzt viele Literaten, welche die Natur immer stärker in ihre Lebenswelt einbeziehen, sie zu Teilen des eigenen Lebens und ihres Lebensgefühls machen.

9 Erste Reisetagebücher

Am 14. Tag (30.12.1172) zogen wir durch das P'an-Tor aus; weil es starken Wind und Regen gab, reisten wir nicht weiter, sondern ankerten in der Bucht von Ch'ih-men.

Das ist die zweite Notiz in einem Reisetagebuch des Literatenbeamten Fan Ch'eng-ta (1126–1193), das die Reise aus seiner Heimatstadt an einen neuen Amtsort beschreibt, übersetzt von Peter Müller. Für die ungefähr 1600 Kilometer benötigte er 124 Tage. Er reiste gemächlich, selbst wenn ihn – wie hier – Unbill aufhielt.

Während der Sung-Zeit kam auch das Schreiben von Tagebüchern auf, zunächst in der Form des Reisetagebuchs. Unklar ist, ob persönliche Beweggründe zu solchen Niederschriften führten oder ob diese auch zu den dienstlichen Obliegenheiten gehörten. Die meisten der Eintragungen sind karg wie die zitierte, doch manchmal schildern Fan Ch'eng-ta und andere auch ausführlicher:

Als Tagebuch haben manche diese Pinselnotizen von Su Shih bezeichnet, die bei ihm und seinen Nachfolgern in dieser Gattung alle möglichen Aspekte des persönlichen und literarischen Lebens behandeln können. Ihre Sprache steht der Alltagssprache nahe, kommt ohne viele literarische Überhöhungen aus, und so tragen sie dazu bei, daß die doch ferne Gestalt des Su Shih als eine ausgeprägte Persönlichkeit mit zahlreichen, auch einander widersprechenden Wesenszügen klarer hervortritt. Er steht für ein neues Menschenbild, das in dieser Zeit der Umbrüche allmählich entstand.

Von der West-Klippe zurückgekehrt, schritten wir zur Ost-Klippe. Die Steine dort waren so großartig, daß sie die an der West-Klippe noch übertrafen. Auch hier war der kleine Pavillon eingestürzt. Herr Yeh liebte die Felsen. Unter äußerster Anstrengung ließ er die Felsen des Berges freilegen, so daß sie dicht an dicht, wie ein Wald, hervortraten. Er ließ einen Pfad zwischen den Felsen bahnen. Außerdem gab es dort Felsen, die er von anderen Plätzen hierher geschafft und an der Seite des Weges aufgestellt hatte, um Lücken zu füllen.

Auch die nachhaltige Umgestaltung der Natur aus ästhetischen Beweggründen, die bei Liu Tsung-yüan begonnen hatte, paßt zu den Umbrüchen der Sung-Zeit, aber durch solche Reisetagebücher – in manchem den Pinselnotizen vergleichbar – vergewisserten sich Literaten wie Fan Ch'eng-ta ihrer Wahrnehmungen. Der unablässige Austausch solcher Texte in dieser gesellschaftlichen Führungsschicht förderte deren gemeinsames Selbstverständnis, das alle politischen Auffassungsunterschiede ausglich. Natürlich dienten auch

weiterhin Gedichte solchem Austausch. Allein von dieser Reise sind sechzig Gedichte von Fan Ch'eng-ta überliefert.

Neben weiteren Reisebeschreibungen sind für Fan Ch'eng-ta und seine Zeit vier weitere Werke aufschlußreich: *Mei-p'u*, „Katalog der Pflaumenbäume“, und *Chü-p'u*, „Katalog der Chrysanthenen“, beide mit dem Zusatz *Fan-ts'un*, „aus dem Dorf Fan“, nämlich dem Anwesen des Autors; ferner *Kuei-hai yü-heng chih*, „Beschreibung der Wälder und Berge in Kuei-hai (Guilin)“, sowie *Wu-chün chih*, „Beschreibung des Bezirks Wu“.

Für geschätzte Blütenpflanzen, ebenso fruchttragende Bäume entstehen jetzt umfassende Darstellungen, die durchaus auch praktischen, das heißt Ratgeberzwecken dienen, keineswegs nur feinsinnigen Literatenergötzungen. In diesem Zusammenhang läßt sich beobachten, daß – nach Anfängen in früheren Jahrhunderten – jetzt in der Sung-Zeit auch groß dimensionierte Plantagen mit solchen Gewächsen betrieben werden, die der besseren Versorgung der Bevölkerung dienen. Hierzu passen auch Werke wie die beiden genannten Regionalbeschreibungen, die in ihren Ursprüngen eher der Mirabilienliteratur zuzurechnen waren. Jetzt werden diese Beschreibungen genauer, auch alltagsnäher, und sie betreffen zunehmend fernere und abgelegene Gegenden des Reiches, auch schon Gebiete von jenseits dessen Grenzen. Nicht nur die geographischen Horizonte weiten sich auf diese Weise, sondern auch die Horizonte der Wahrnehmungen. Das deutet an mehreren Stellen auch der zitierte Reisebericht an:

Die Vorschriften an der schwimmenden Brücke sind sehr streng. Die Stämme aus Hsi-fu werden unterhalb der Brücke gesammelt, zusammengebunden und stark besteuert. Hierdurch geraten die reisenden Händler in starke Bedrängnis. Es gab solche, die dort

mehrere Monate aufgehalten wurden, ohne daß sie passieren konnten. (...) Von den Einheimischen bearbeiten wenige die Felder. Viele machen das Pflanzen von Tannen zu ihrem Gewerbe. Überdies sind Tannen schnell wachsende Bäume. Daher werden sie kaum weniger, wenn man sie schlägt. Zu der Zeit, da die Bäume aus dem Berg kommen, ist ihr Preis äußerst niedrig. Kommen sie dann in der Provinzhauptstadt an, sind die bereits auferlegten Steuern zahlreich.

Bestimmte Abgaben durften kaiserliche Lokalbeamte nach eigenem Ermessen erheben, um damit auch das eigene Einkommen zu vergrößern. An diesem Ort haben sie einen Fluß durch eine Pontonbrücke gesperrt. Diese hält die heranreisenden Kaufleute auf, auch die in den Bergen geschlagenen Baumstämme, die hier für den Weitertransport zu Flößen gebündelt werden. In beiden Fällen dient die Pontonbrücke als Gelegenheit für die erpresserische Erhebung von Abgaben, denn von den lokalen Beamten hing ab, wann sie die Brücke öffnen würden. Fan Ch'eng-ta schätzt, daß der Preis eines Baumstamms auf diese Weise von hundert Käschen im Gebirge auf zweitausend Käschen in der Provinzhauptstadt steige. Die Wahrnehmung wirtschaftlicher Gegebenheiten dringt verstärkt in die Literatur vor.

Aus den erwähnten, noch oberflächlichen Regionalbeschreibungen entsteht dann eine Gattung der Sachliteratur, die bis zum Ende des Kaiserreiches schätzungsweise mehr als zehntausend Werke umfassen wird: *Fang-chih*, „Lokalmonographien“. Zwar nach Umfang und Anlage überaus unterschiedlich, bieten diese Werke umfassende Überblicke über Geographie, Wirtschaft, Brauchtum, historische Denkmäler und historische Persönlichkeiten kleiner Regionen, von Landkreisen und Präfektoren. Meistens verfaßten kaiserliche Kreisvorsteher sie, bedienten sich aber erkennbar des Rats länger ortsansässiger und ortskun-

diger Personen. Viele wuchsen zu Verwaltungshandbüchern für ihre Nachfolger aus, dienten ebenfalls der Selbstdarstellung eines solchen Landkreises. Von Literatenbeamten für ihresgleichen zusammengestellt, enthalten sie regelmäßig auch anthologieartige Zusammenstellungen von literarischen Schriften, die mit dem jeweiligen Gebiet zusammenhängen. Neben diesen Beschreibungen ländlicher Gebiete entstehen auch ausführliche Beschreibungen der Hauptstädte des Sung-Reiches.

Aus der Sung-Zeit sind auch erste umfangreiche enzyklopädische Darstellungen überliefert, zum Beispiel die gleich zu Dynastiebeginn von einer Gelehrtenkommission zusammengestellte allgemeine Enzyklopädie *T'ai-p'ing yü-lan*, „Kaiserlicher Überblick aus der Regierungsperiode Höchster Friede (976–983)“, und das ebenfalls umfangreiche *T'ai-p'ing huan-yü chi*, „Aufzeichnungen über das Reichsgebiet aus der Regie-

ungsperiode Höchster Friede“, eine systematische Reichsgeographie. Basiswissen vermittelten solche Werke, doch in erkennbarer Weise beanspruchten sie auch eine Verfügungsgewalt über das aus der Vergangenheit Überlieferte und „kanalisierten“ das seinerzeit verfügbare Wissen.

In der Sung-Zeit verabschiedete sich die chinesische Gesellschaft in vieler Hinsicht vom Mittelalter und nahm manche Züge an, die später in der Zeit der Renaissance in Europa Entsprechungen erhielten. Unübersahbar bleibt aber, daß das nicht für alle Gegenden und Gebiete gilt, vor allem nicht für dünn besiedelte Berglandschaften, in denen Infrastrukturen noch fehlten. Angesichts der geographischen Größe des Reiches ist nicht verwunderlich, daß viele Gebiete im allgemeinen Bewußtsein noch nicht einmal vorhanden waren.

10 Reisen als Ziel

Nur drei Männer wurden durch weite Reisen berühmt. (...) Wenn ich – ein einfacher Mensch, der nur seinen Stab und seine Sandalen hat – ihnen als vierter zugesellt würde, könnte ich zufrieden sterben.

Als seine großen Vorbilder nannte Hsü Hsia-k'o (1586–1641), der diese Notiz niederschrieb, Chang Ch'ien, der im 2. Jahrhundert v. Chr. als Gesandter des Han-Reiches auf einer diplomatischen Mission nach Zentralasien zog und angeblich von dort auch zahlreiche Gewächse nach China brachte. Als zweiten großen Reisenden nannte Hsü den Hsüan-tsang, einen frommen buddhistischen Pilger, der von 627 bis 644 nach Indien unterwegs war und Schätze von buddhistischen Lehrschriften auf der Rückreise mit sich führte.

Yeh-lü Ch'u-ts'ai, der dritte, begleitete hingegen den Mongolenherrscher Tschingis Khan zwischen 1219 und 1224 nach Persien – und bald sollte fast ganz Asien das mongolische Weltreich bilden und dessen Herrscher gleichzeitig Kaiser von China sein.

Das war zu Lebzeiten von Hsü Hsia-k'o längst zerfallen, und auch das Kaiserhaus Ming (1368–1644), das ihm in China nachfolgte, sah schon seinem Ende entgegen, denn das Steppenvolk der Mandschu hatte seinen Eroberungsfeldzug gegen China begonnen. Trotz der hiermit verbundenen Wirrsal wurde Hsü ein großer Reisender, dessen Ruhm es mit dem der Genannten aufnehmen kann. Während die drei von ihm Bewunderten lange Reisen in die Ferne unter-

nahmen, beschied er sich mit Reisen in China. Vermutlich hängt das damit zusammen, daß die Herrschenden der Ming-Dynastie nach anfänglicher Welt-offenheit eine Politik strikter Abgrenzung gegenüber dem Ausland verfolgten. Zu diesem Zwecke errichteten sie die Große Mauer neu und setzten rigoros ein Seehandelsverbot durch. Die Ursachen für diese Abgrenzung sind noch ungeklärt.

Im Jahre 1607 brach Hsü Hsia-k'o aus seiner Heimatstadt Chiang-yin, die am Unterlauf des Yangzi lag, auf – noch nicht in eine größere Ferne, sondern erst einmal zum T'ai-hu, einer Seelandschaft im Süden (siehe MST 9). Er stammte aus einer begüterten Literatenfamilie, deren Geschicke sich einige Jahrhunderte gut verfolgen lassen, doch den Dienst als kaiserlicher Würdenträger, den er der Familientradition und dem Kaiser schuldete, strebte er gar nicht erst an. Prunksucht und autoritärer Herrschaftsstil am Hofe, Korruption und Eunuchenherrschaft ebenso mögen ihn davon abgehalten haben. Vielleicht sah er auch das Ende seines Kaiserhauses voraus, oder die gesellschaftlichen Normen hatten sich geändert. Hier im Süden blühten die Handelsstädte, reiche Kaufleute und Privaters, zu denen Hsü gehörte, schufen eine eigene, bürgerliche Kultur mit neuen Ausdrucksformen in Kunst und Literatur, die sich beträchtlich von der traditionellen Literaten- und Aristokratenkultur unterschied und erst ganz allmählich mit dieser zu der chinesischen Kultur verschmolz.

Hsü Hsia-k'o reiste – von wenigen Unterbrechungen abgesehen – sein ganzes Leben lang durch China, um systematisch alle berühmten und erst recht die unbekannteren Gegenden zu erkunden. Die Ziele und Vorstellungen, die er mit dieser Rastlosigkeit verband,

lassen sich nicht mehr aufhellen. Das Reisen selbst – so scheint es – war das Ziel seiner Reisen.

Über diese Reisen führte Hsü Hsia-k'o unablässig Tagebuch, offenbar meistens an den Abenden seiner Unternehmungen. Das deuten zahlreiche entsprechende Eintragungen an, doch er muß sich auch unterwegs Notizen angefertigt haben. Der größere Teil dieser Tagebücher ist verloren, aber Eintragungen für mehr als tausend Tage blieben bewahrt. Zwischen wenigen Schriftzeichen und kleinen „Aufzeichnungen“ im Stile von Liu Tsung-yüan und dessen Nachfolgern liegt deren Umfang. Inhaltlich sind das meistens schlichte Wegstreckenbeschreibungen, als Wegweiser für nachfolgende Reisende oder Ausflügler gedacht. In ihnen fehlen zwar nicht Ausdrücke, die Bewunderung für einzelne Landschaftsformationen ausdrücken, doch Hsü ist nicht an solchen Schilderungen gelegen, auch nicht an ausführlichen Darstellungen eigener Beschwerlichkeiten unterwegs. Letztere dürften beträchtlich gewesen sein, schon die Versorgung war manchmal nicht leicht zu gewährleisten, vor allem die eigene Sicherheit nicht. Zu den zeitgenössischen Hintergründen der Jahrzehnte seiner Reisen, des Niedergangs der Ming-Dynastie, gehörte auch, daß die öffentliche Ordnung sich auflöste. Räuber- und Banditenbanden, überwiegend aus notleidenden Bauern bestehend, trieben überall im Lande ihr Unwesen. All solche Unbill übergeht Hsü Hsia-k'o weitgehend mit Schweigen, will oder kann sie nicht reflektieren.

Manchmal kann aber auch dieser nüchterne Wegstreckenbeschreiber nicht vermeiden, daß sich seine Seele über das unmittelbar Gesehene aufschwingt. So schreibt er am 7. Juli 1620 in einer langen Aufzeichnung, wie er mit seinem Begleiter, einem Onkel Fang,

zum Chiu-li hu, „See der Neun Karpfen“, die als Naturgottheiten verehrt wurden, gelangte:

Jenseits des Klosters, auf der anderen Seite des Sees, schossen die Wasser von der zweiten zur neunten Stufe nieder. Wir folgten dem Pfad, der an der rechten Seite des Sees entlangführte, doch als wir die dritte Stufe erreicht hatten, sagte ich zu Onkel Fang: „Heute abend sollten wir unsere Kräfte schonen und unseren Sinn zur Ruhe kommen lassen, damit wir mit den Neun Unsterblichen hier in Verbindung gelangen. Die Suche nach schönen Anblicken, die unsere Herzen und Augen ermüden, kann bis morgen warten.“

Ein Bergfluß, der wie ein Wasserfall erscheint, strömt über neun Stufen in diesen See, der am Berg der Neun Blüten in der Provinz Fujian liegt. In der Han-Zeit, wohl im 2. Jahrhundert, sollen sich hier neun Brüder Ho taoistischen Lebensverlängerungspraktiken gewidmet haben. Die Neun Karpfen, die dem See den Namen gaben, sind ihre Manifestationen. Hsü fährt fort:

So eilten wir zurück zum Kloster und begaben uns zum P'eng-lai-Felsen, wo wir barfuß ins Wasser traten. Der ausgedehnte steinerne Grund und das flache klare Wasser ließen in mir ein Gefühl aufsteigen, als wenn ich mich zu den drei Inseln der Unsterblichen im Ostmeer begäbe – einfach, indem ich meinen Rock ein wenig hochschob. – Später am Abend stieg vor dem Kloster, über dem Gipfel des Berges, der neue Mond auf. (...) Während ich auf den stillen See niederblickte, in dem sich das Licht des Neumonds spiegelte, fühlte ich mich ganz zur Ruhe gekommen und gleichsam erleuchtet. In dieser Nacht im Kloster betete ich um einen Traum.

Nach diesem – beinahe – Ausbruch von Gefühlsseligkeit versteigt sich Hsü Hsia-k'ö jedoch nicht dazu, seinem Leser zu verraten, welchen Traum er sich wünschte und ob er ihn träumte. Wahrscheinlich hatte er es auch gar nicht auf Leser abgesehen.

Während seiner Lebenszeit wurden die 55 Holzschnitte in diesem Buch geschnitten und gedruckt.

Neben all dem Niedergang, den er erlebte, ist sein Tagebuch Teil und Ausdruck von Neuerungen, die weit in die Zukunft weisen. Mehrere seiner Zeitgenossen sind als herausragende Naturwissenschaftler hervorgetreten, die nicht – wie bisher – ihre Kenntnisse lediglich aus überkommenen literarischen Schriften bezogen, sondern für die Erkenntnis der Natur empirische Erfahrungen forderten. Li Shih-chen (1518–1593) vollendete in 27jähriger Arbeit sein *Pent's'ao kang-mu*, „Leitfaden zur Pharmakologie“, das für die nächsten Jahrhunderte das grundlegende Werk bleiben sollte. Hsü Kuang-ch'i (1562–1633) verfaßte mit dem *Nung-cheng ch'üan-shu*, „Sämtliche Schriften zur Ordnung des Ackerbaus“, ein ebenso enzyklopädisches Handbuch für die Landwirtschaft. In vergleichbar enzyklopädischer Weise nahm sich Hsü Hsia-k'ö die Berglandschaften Chinas vor, deren Topographie er aufgrund eigener empirischer Wahrnehmungen dokumentierte. Für andere Bereiche naturkundlicher Bestrebungen wären weitere Namen zu nennen, die allesamt Vertreter des neuen bürgerlichen Zeitgeistes sind.

Für manche weitere, aber vor allem für die drei Genannten gilt, daß ihre Heimat das untere Yangzi-Tal war, und damit ist eine weitere Neuerung verbunden. Hsü Kuang-ch'i war nämlich auch der erste bedeutende chinesische Christ. Dort unten im Süden ereigneten sich erste Kulturkontakte zwischen Chinesen und Westlern, Kaufleuten und Missionaren. Chinesische Wissenschaftler haben erwogen, ob auch Hsü Hsia-k'ö solche Kontakte hatte. Beweise dafür existieren nicht, aber sie halten das für wahrscheinlich.

Mit diesen Vorgängen hängen wohl auch die 55 Holzschnitte dieses Buches zusammen: Teil eines größeren Projekts, das die Berglandschaften Chinas

systematisch und anschaulich darstellen sollte – so, wie Hsü Hsia-k'ö sie erwandert und beschrieben hatte. In manchen Zügen sind seine Tagebuchaufzeichnungen und diese Holzschnitte der traditionellen Literatenkultur verpflichtet, doch als Projekt und in vielen Einzelheiten atmen beide auch den Aufbruch in neue Zeiten. Diese neuen Zeiten verliefen wahrscheinlich anders, als diese Empiriker sich das

Zu einigen Äußerlichkeiten

Für die Wiedergabe der Lautungen der Wörter, die sich hinter den chinesischen Schriftzeichen verbergen, existieren zahlreiche Systeme. In diesem Buch werden zwei Systeme verwendet – das traditionell sogenannte Wade/Giles-System und die Pinyin-Umschrift, die offizielle der VR China. Nach Wade/ Giles wurden alle historischen Orts- und Personennamen wiedergegeben, ebenso Begriffe aller möglichen Art; in Pinyin werden heutige Bezeichnungen, meistens die Namen von Provinzen in den Überschriften der Notizen, transkribiert. Sinologische Laien können beide Systeme leicht daran unterscheiden, daß Wade/Giles zusammengehörige Silben beziehungsweise Wörter durch einen Bindestrich aufeinander bezieht, während sie nach dem System Pinyin direkt zusammengeschrieben werden.

Den Personennamen werden in jeder Notiz Daten beigegeben. Bei den Namen von Herrschern sind das jeweils die Regierungszeiten, bei sonstigen Personen die Lebensdaten – soweit sie bekannt sind. Je nach Quellenlage können das Geburts- und Todesjahr sein, aber nicht selten sind eben nur ungefähre Daten überliefert. Die Genauigkeit solcher Daten hängt nicht

vorgestellt hatten, wenn sie sich überhaupt solche Zukunftsblicke erlaubten. Aber das hängt mit neuen politischen Gegebenheiten zusammen: Im Jahre 1644 hatte das Steppenvolk der Mandschu China weitgehend erobert und seine Herrschaft als Dynastie Ch'ing etabliert. Das veränderte nicht nur politische, sondern auch gesellschaftliche Gegebenheiten und schwächte die neuen Tendenzen.

unbedingt mit der Bedeutung der jeweiligen Person zusammen.

Bei den zahlreichen in die Bemerkungen zu den Holzschnitten eingestreuten Übersetzungen aus der poetischen und Prosa-Literatur Chinas glaubte ich, auf genaue Quellenverweise verzichten zu können. Das sind schließlich nur literarische Impressionen. Für den sinologischen Laien wären solche Quellenverweise nicht interessant, und wenn ein Sinologe den Text zu einer hier angebotenen Übersetzung finden wollte, dann sollte ihm das aufgrund der modernen Hilfsmittel leicht gelingen.

Bei den Übersetzungen, vor allem denen von Gedichten, war das Ziel nicht eine Nachdichtung, sondern eine möglichst genaue Wiedergabe des Wortlauts in einem nur selten leicht überhöhten Alltagsdeutsch. Hierbei muß der Leser allerdings des Umstands eingedenk sein, daß das Literarische Chinesisch dieser Texte eine Kunstsprache ist, die sich zu allen Zeiten von der jeweiligen alltäglichen Umgangssprache weit entfernt hatte.

Aus der beinahe unübersehbaren Fülle von poetischen und Prosa-Texten aus der chinesischen Tradition zu diesen Berglandschaften wurden bisher nur we-

nige in die deutsche Sprache übersetzt, und nicht alle Übersetzungen eigneten sich für eine Wiedergabe hier. Öfter konnten gleichwohl solche Übersetzungen den Bemerkungen eingefügt werden. Dann nennt die jeweilige Bemerkung den Urheber der Übersetzung, und das Literaturverzeichnis vermittelt die dazugehörigen bibliographischen Angaben.

Ansonsten nennt das Literaturverzeichnis lediglich die Quellen und Quellensammlungen, denen Texte oder Abbildungen entnommen wurden. Leicht hätte es sich für Hinweise auf weiterführende Schriften – aus der westlichen Sinologie oder im Hinblick auf chinesische Quellen – auf weit mehr als hundert Seiten ausdehnen lassen. Aber das paßte nicht zu der Anlage dieses Buches.

Bei den Zweitabbildungen, die jeder Abbildung aus dem *Ming-shan t'u* beigegeben wurden, wurden nach Möglichkeit Holzschnitte aus dem *San-ts'ai t'u-hui* oder aus frühen Regionalbeschreibungen verwendet, weil sie – siehe Vorbemerkung – aus dem gleichen gesellschaftlichen und künstlerischen Umfeld stammen. Wenn solche nicht vorlagen oder eine zu schlechte Druckqualität aufwies, dann wurden Holzschnitte oder Steinabreibungen anderer Herkunft hierfür ausgewählt. Deren Quellen dokumentiert das „Verzeichnis der Zweitabbildungen“, das, wenn angebracht, auch eine erläuternde Bemerkung enthält. Manchmal erschien angebracht, bei einer Bemerkung zu einem Holzschnitt auf eine andere zu verweisen. Dann wurde der Titel des *Ming-shan t'u* zu MST abgekürzt.